

Zeitschrift: Infokara : Fachzeitschrift der Schweizerischen Gesellschaft für palliative Medizin, Pflege und Begleitung

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für palliative Medizin, Pflege und Begleitung

Band: 3 (1998)

Heft: 3

Artikel: Religiosität - Glauben - Spiritualität bei der Begleitung sterbender Menschen

Autor: Spoerri, Theophil

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1091824>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ich bin Seelsorger in einem Universitätsspital in Basel. Die Begleitung sterbender Menschen gehört zu meinem Beruf. Wenn die Zeit des Sterbens kommt, denken Pflegepersonen, Angehörige und manchmal auch Ärzte oftmals daran, jetzt sei es Zeit, den Pfarrer ans Bett zu holen. Was steckt wohl hinter dem Bedürfnis, den Seelsorger, den «Geistlichen», also jemanden der irgendwie «mit Gott zu tun hat», gerade jetzt zu rufen? Ist es Ausdruck von Religiosität, von christlicher Frömmigkeit, oder wie man heute immer mehr hören kann: von «Spiritualität». Ich will im folgenden Beitrag dieser Frage nachgehen. Ich fange mit einigen erlebten Beispielen an und weiss noch nicht genau, wohin mich meine Überlegungen führen werden.

Theophil Spoerri*

Religiosität – Glauben – Spiritualität bei der Begleitung sterbender Menschen

Einige Fallbeispiele:

Herr A. ist ein Journalist, anfangs fünfzig, ausserordentlich gebildet und belesen, wortgewandt, scharfsinnig und scharfzüngig. Herr A. kennt (fast) alle Welt und viele kennen ihn. Er leidet an Aids in fortgeschrittenem Stadium und weiss, dass er bald sterben muss. Eine gemeinsame Bekannte fordert mich auf, Herrn A. zu besuchen. Als mich die Krankenschwester bei ihm als «Pfarrer» anmeldet (an seiner Zimmertür hängt nämlich ein Schild mit dem Hinweis, Besucher sollen sich bei der Schwester melden), lässt er mich nicht eintreten. Er wolle keinen Pfarrer sehen. Als ich mich tags darauf – ohne Vermittlung der Schwester – als «Seelsorger» vorstelle, heisst er mich mit etwas lärmiger Herzlichkeit willkommen. In den Wochen bis zu seinem Tod wächst zwischen uns eine Beziehung, die den Namen Freundschaft verdient und in der auch die religiöse, oder vielleicht besser: die «spirituelle» Dimension, Platz hat.

Herr A. ist selbstverständlich schon längst aus der Kirche ausgetreten, wie er mir gleich am Anfang mitteilt, und hat für sie nur grimmig-sarkastische Worte übrig. Deshalb wollte er den «Pfarrer», den Agenten der Kirche, nicht empfangen. Den «Seelsorger» hingegen, den er nicht direkt mit der Institution gleichsetzt,

lässt er zu sich und schenkt ihm nach und nach grosses Vertrauen.

Herr A. klagt nicht über sein Schicksal und sieht dem immer näher rückenden Ende seines Lebens gelassen entgegen. Ich frage ihn, den als scharfzüngig bekannten Kritiker, ob er an Gott glaube. Ja natürlich, antwortet er, ohne die Überzeugung, dass auch hinter dieser schrecklich-absurden Krankheit Gott stehe, der ihr einen Sinn gebe, könnte er sein Schicksal doch nicht ertragen. Manchmal rede er mit Gott wie mit einem guten Freund, bekennt er.

Einmal fragt er mich, ob ich das Kinderlied kenne: «Weisst du, wieviel Sternlein stehen / an dem blauen Himmelszelt? / ... Gott der Herr hat sie gezählet / dass ihm auch nicht eines fehlet / ...» Erinnerungen an die Zeit der Sonntagsschule; Sehnsucht nach dem kindlichen Glauben, dass Gott selbstverständlich alles in seiner Hand hält und gut machen wird.

Wütend oder deprimiert erlebe ich Herrn A. nur dann, wenn ihm seine Abhängigkeit von der Hilfeleistung anderer Menschen bewusst wird. Dagegen lehnt er sich, solange er noch die Kraft hat, in hilflosem Zorn auf. Irgendwann nimmt er aber auch diese Demütigung an, ohne sich darüber zu beklagen.

Mir scheint, dass Herr A. in seinem kindlichen Glauben hat sterben können; denn sterben bedeute doch nichts anderes als den Übergang von einem Raum in einen andern Raum, sagt er kurz vorher.

Vor seinem Tod verfügt er, dass an seiner Abschiedsfeier – die in einer alten Kirche begangen werden solle – kein «Pfarrer» reden dürfe. Aber ich solle biblische Psalmen und traditionelle Gebete lesen und auch Lieder sollen gesungen werden. Das heisst: nicht eine «kirchlich», wohl aber eine «spirituell» gestaltete Beerdigung.

Frau B. ist eine schweigsame Türkin von etwa vierzig Jahren. Wir kennen uns seit mehreren Wochen. Nun liegt sie in einem Einzelzimmer in den letzten Zügen. Ich sitze bei ihr und weiss nicht, was ich als christlicher Seelsorger für die Muslima in dieser Situation tun soll. Ihr Mann, ein unscheinbarer Arbeiter, kommt ins Zimmer. Wir kennen einander flüchtig. Er hat begriffen, dass ich in irgendeiner Form mit «Religion» und «Gott» zu tun habe; aber in seiner muslimischen Religion gibt es wohl nichts, was unserem «Seelsorger» entsprechen würde. Herr B. stellt sich am Fussende des Bettes auf und schaut mich erwartungsvoll an. Ich zögere, spüre aber seinen bittenden Blick auf mich gerichtet. Da fange ich leise an zu singen: «Der Mond ist aufgegangen, / die goldnen Sternlein prangen / am blauen Himmelszelt...». Sechs Strophen. Dann Stille. Langsam kommt Herr B. auf mich zu. Er hat Tränen in den Augen. Er ergreift meine Hand und führt sie an seine Lippen. Ich verstehe, dass er, der Muslime, mir, dem christlichen Pfarrer, sei-

nen Dank und Respekt erweist für den «spirituellen» Beistand beim Sterben seiner Frau.

Herr O. leidet an Leukämie. Er hat von seinem Bruder gesundes Knochenmark «eingepfropft» bekommen, welches nun gesundes Blut produziert. Aber sein «neues» Knochenmark rebelliert gegen den als fremd erkannten «alten» Körper, indem es nach geglückter Transplantation schwere Krankheiten erzeugt, an denen er sterben muss. Herr O. ist Mitte dreissig. Er und seine Frau sind bewusst gläubige Menschen, Mitglieder einer freikirchlichen Gemeinde. Solange es ihm möglich ist, liest Herr O. regelmässig in der Bibel und betet. Jetzt fehlt ihm die Kraft dazu. Nicht einmal mehr beten könne er, klagt er. Er fühlt sich deswegen irgendwie schuldig. Aber es sei gut zu wissen, dass in der Gemeinde regelmässig für seine Genesung gebetet werde.

Herr O. hat Angst vor dem Sterben und nachts leidet er unter bedrückenden Alpträumen. Aber eigentlich sollte doch für ihn, den «gläubigen Christen», der Tod seinen Schrecken verloren haben, weil Christus den Tod überwunden habe und ihm das ewige Leben schenken werde. Nun habe er trotzdem grosse Angst, gestehe er. Ob sein Glaube zu schwach sei? fragt er, sich selbst anklagend.

Herr und Frau O. haben grosses Vertrauen zu mir, ob schon sie bald merken, dass ich ihre Art von Frömmigkeit nicht teile. Vom theologischen Standpunkt ihrer Gemeinde gesehen bin ich ein «ungläubiger» Pfarrer. Vielleicht gibt gerade dieser Umstand Herrn O. die Möglichkeit, mir seine Angst vor dem Sterben und damit seinen offensichtlichen «Mangel an Glauben» anzuvertrauen, ohne befürchten zu müssen, dafür getadelt oder gar verurteilt zu werden. Er bittet mich mit ihm zu beten. Ich versuche, in der Anrede an Gott seine Angst und seine Zweifel in Worte zu fassen. Irgendwann erzähle ich ihm auch die Geschichte aus dem Evangelium vom Vater des epileptischen Kindes, der verzweifelt ausruft: «Ich möchte glauben; hilf mir (Jesus) gegen meinen Unglauben!» Mit der Zeit scheint Herr O. zu begreifen, dass tragender Glaube auch Zweifel einschliesst. Wenige Tage vor seinem Tod bittet er mich eine Abendmahlsfeier zu gestalten. Seine Mütter und die Geschwister reisen von weither an. Ich versuche, die Feier so sachlich als möglich zu gestalten, das heisst: die aufwühlenden Gefühle zu benennen und sie aussprechen, ohne dabei sentimental zu werden.

Von diesem Tag an erwähnt Herr O. seine Angst nicht mehr. Vielleicht hat er sie überwinden können. Jedenfalls ist er ruhig gestorben.

Das tamilische Kind: Nachts um elf Uhr bekomme ich einen Anruf von der Notfallstation. Ein hörbar bedrängter Pfleger berichtet, dass ein tödlich verunfalltes tamilisches

Kind seit über drei Stunden im «Totenzimmer» aufgebahrt sei. Laut Vorschrift müssten aber Verstorbene nach zwei Stunden auf die Pathologie gebracht werden. Das sei im Moment aber undenkbar, weil bestimmt dreissig oder mehr Leute im Zimmer und vor dem Zimmer anwesend seien und ihrer Trauer Ausdruck gäben. Ob ich mich in den religiösen Bräuchen der Tamilen, das seien doch Hinduisten, auskenne und ihnen beistehen könne? Ich spüre, dass wahrscheinlich weniger die tamilischen Trauernden als das überforderte Pflegepersonal Unterstützung braucht und gehe sofort hin. Im Flur vor dem «Totenzimmer» sitzen und stehen ein Dutzend dunkelhäutiger Männer und Frauen mit rotgeweiteten Augen. Durch die geschlossene Zimmertür tönt lautes Weinen und Klagen, dazwischen auch spitze Schreie. Was soll ich in dieser Situation tun?

Ich fasse mir ein Herz und trete ins Zimmer. Eine Welle von «Lärm» schlägt mir entgegen. In der Mitte des engen Raumes liegt auf einer Metallbahre ein wunderschöner kleiner Knabe. Man sieht keine äusserlichen Verletzungen. Um die Bahre herum drängen sich wie in Trance schreiende Menschen. Sie werfen ihre Oberkörper über das Kind, streicheln es unablässig und stossen in rasender Geschwindigkeit mir unverständliche Wörter und Sätze aus. Andere stehen an den Wänden und schlagen mit rhythmischen Bewegungen ihre Stirn gegen die Mauer. Noch andere klopfen mit den Fäusten auf die Brust, oder Frauen raufen sich büschelweise ihre langen schwarzen Haare aus. An die zwanzig Menschen füllen den kleinen Raum aus und die Luft ist zum Ersticken. Ich stehe hilflos vor diesem elementaren Ausbruch von Schmerz. Verzweiflung und wilder Anklage. Was soll ich als nüchternen Westeuropäer tun? Ohne es bewusst zu wollen, lege ich meine beiden Hände flach vor der Brust zusammen und mache eine leichte Verbeugung. Die Menschen im Raum, die es sehen, legen ihrerseits spontan ihre Hände zusammen und begrüssen mich mit der gleichen fernöstlichen Geste. Einer der jungen Männer kommt auf mich zu und erzählt mir in gebrochenem Deutsch, er sei der Vater des verunglückten Kindes, und diese Menschen seien Verwandte und Freunde, die alle gekommen seien, um nach tamilischer Sitte Totenklage zu halten. Ich versuche ihm begreiflich zu machen, dass ich ein christlicher «Gottesmann» sei und von ihrem Unglück gehört habe. Ob ich einfach bei ihnen bleiben dürfe? Da legt der Vater seine Hände wieder vor der Brust zusammen, verbeugt sich leicht und sagt: «Bitte sehr».

Die Totenklage dauert bis zum frühen Morgen. Immer wieder öffnet sich die Tür und eine neue Gruppe von Trauergästen quetscht sich in den Raum. Dann schwillt das klagende Schreien, das eben ein wenig abgeklungen war, wieder an, weil die neu Dazuge-

kommenen ihrem Schmerz mit neuer Intensität Ausdruck geben.

Gegen zwei Uhr morgens klopft einer der Pfleger an die Tür und fragt, ob es jetzt wohl möglich sei, den Leichnam auf die Pathologie zu überführen. Einer der Tamilen übersetzt die Aufforderung des Pflegers. Offensichtlich ist es ihnen jetzt möglich, vom Kind Abschied zu nehmen. Das Klagen verebbt und grüppchenweise verlassen sie die Notfallstation, in der sie seit dem frühen Abend ausgeharrt hatten. Ich bleibe zurück, überwältigt von der Wucht der Äusserung der Trauer über den Tod des Kindes und begreife, dass sie dafür soviel Zeit gebraucht und sie sich auch genommen haben.

Für mich folgt unmittelbar darauf ein Nachspiel: Gerade als der letzte der Tamilen die Notfallstation verlässt, schiebt eine Krankenschwester ein Bett aus dem Behandlungsraum in ein Patientenzimmer hinein. Dem Bett folgt weinend eine ältere Dame, die mich erkennt und zu mir sagt: «Jetzt ist gerade meine Mutter verstorben; wie gut, dass Sie da sind». Ich begleite die Bekannte mit ihrer toten alten Mutter im Bett ins Zimmer. Schweigend sitzen wir beide da. Welch ein Gegensatz zum lauten Trauerschmerz von vorhin. Mit leiser Stimme erzählt die Bekannte, dass ihre 85-jährige Mutter am Abend plötzlich Herzbeschwerden verspürt habe, auf die Notfallstation gebracht worden und eben gerade friedlich verstorben sei. Es sei ein leichter Tod gewesen, den sie ihrer Mutter gönne; aber er bedeute auch einen unerwarteten und endgültigen Abschied, der ihr, der Tochter weh tue... Auf der Notfallstation müsse heute Nacht irgendetwas Schreckliches passiert sein; sie habe die ganze Zeit lautes Weinen und Schreien gehört...

Ob ich noch ein Gebet für die Mutter und für sie sprechen könne? Dann wolle sie nach Hause gehen und versuchen zu schlafen.

Die Rolle des Seelsorgers

Ich habe fünf ganz verschiedene Situationen geschildert, in denen sterbende Menschen und ihre Begleiter die Dimension von «Spiritualität» erlebt haben. Bei allen Beispielen war ich als Seelsorger dabei. Ich kann nicht wissen, ob die Sterbenden deswegen einen leichteren Tod hatten. Dagegen glaube ich, dass die Angehörigen eine Hilfe erfahren haben, weil die blosse Tatsache, dass ein «Seelsorger» dabei war, ihnen den Zugang zur «spirituellen Dimension» erleichtert oder überhaupt ermöglicht hat. Dabei geht es primär gar nicht um die individuelle Person des Seelsorgers, sondern um die Bedeutung, die ihm von den Beteiligten zugemessen wird.

Seit uralten Zeiten wird beim Übergang von dieser zu jener Welt ein «Mittels-Mensch» herbeigerufen, der

den Schritt in die «geistige» Welt erleichtern soll. Dieser «Mittels-Mensch» trägt je nach religiös-kultureller Tradition verschiedene Bezeichnungen. Aber ihm wird die Kompetenz zugeschrieben, dass er das Wissen vom helfenden Wort, oder vom angemessenen Ritual hat, welche den Übergang erleichtern sollen. Wenn dieser «Mittels-Mensch» zusätzlich auch noch über die Gabe der echten Einfühlung und Anteilnahme verfügt, wird er in der Wahrnehmung der Beteiligten leicht zu einem «idealen Objekt», das ihre Sehnsucht nach Sinn und Klarheit zu erfüllen verspricht. (Deshalb sei jedem Seelsorger in dieser Situation ein hohes Mass an Selbst- und Fremdkritik empfohlen, damit er der Gefahr der Selbstüberschätzung nicht erliegt!).

Es ist bekannt, dass in unserer Zeit die wohl überwiegende Anzahl der Menschen ihre selbstverständliche Bindung an traditionelle «geistliche Werte», also an religiöse Werte und an die Instanzen, welche diese Werte verkörpern und verwalten, das heisst die Kirchen, aufgegeben oder verloren haben. Damit haben auch die «christlichen» Ausdrucksformen, die früher als sinnstiftend und damit als trostspendend erfahren wurden, wie zum Beispiel Bibelverse, Psalmen, Gebete oder Kirchenlieder, ihre Selbstverständlichkeit eingebüsst und stehen nicht mehr einfach so zur Verfügung. Zudem ist es fraglich, ob deren überlieferte altertümliche Sprach- und Bildwelt von heutigen Menschen, welche dieser Welt weitgehend entfremdet sind, noch auf Antrieb verstanden werden könnte. Es besteht also ein Mangel an Formen, wie die Erfahrung von Trauer, Schmerz und Ratlosigkeit über den «unzeitigen Tod», aber auch von Dankbarkeit für den «guten Tod» ausgedrückt und geformt werden kann.

Ich glaube nicht, dass unsere Zeitgenossen die «Religiosität», das heisst, die «Rück-Bindung an das Transzendente» verloren oder aufgegeben haben. Ich vermute aber, dass sie mit der Abkehr von den überlieferten christlichen Ausdrucksformen vielfach die «Quelle» ihrer Religiosität haben vertrocknen oder verschütten lassen und in Zeiten der Not grosse Mühe haben, den Zugang zu dieser Quelle zu finden. Der Seelsorger kann in Situationen der Ratlosigkeit und Sprachlosigkeit so etwas wie ein «Brunnengräber» sein, der mit Hilfe der «Werkzeuge», die ihm aus dem Fundus der religiösen Erfahrungen der Menschheit zur Verfügung stehen, andern Menschen zum Zugang zur Quelle ihrer eigenen Religiosität verhilft. Das heisst: zur Erfahrung des Verbundenseins mit dem Unfassbaren und des Sinnes hinter dem scheinbar nur Zufälligen menschlicher Existenz. In diesem Sinne ein «Brunnengräber» sein, oder besser: ein Brunnengräber werden, das ist wohl die vornehmste Aufgabe, die ein Seelsorger in einem Sterbezimmer zu erfüllen hat. Damit kann er mithelfen, dass Menschen in Krisensituationen

gleichsam über sich hinauswachsen und in Kontakt treten mit der Kraftquelle, welche die innerweltlichen Ressourcen übersteigt und umgreift.

Religiosität, Glauben, Spiritualität: Nuancen der Bedeutung

Im Lauf meiner Überlegungen habe ich abwechselnd die Wörter Religiosität, Glauben und Spiritualität verwendet. Alle drei Begriffe haben irgendwie das gleiche im Sinn; aber sie unterscheiden sich doch in wichtigen Nuancen, die ich im Folgenden herauszustellen versuche.

Einem im überlieferten christlich-kirchlichen Denk- und Wertgefüge verankerten Menschen ist der Begriff *Glauben* vertraut. Das «Glaubensbekenntnis» bildet die Grundlage zur Weltsicht und Lebensgestaltung von der Geburt bis zum Tod und über den Tod hinaus ins «ewige Leben». Aus dem rechten Glauben (=«Orthodoxie») schöpft er den Trost im Leben und im Sterben.

Dem gegenüber ist der Begriff *Religiosität* viel weiter und unbestimmter. Religiosität bezeichnet so etwas wie eine «Grundgegebenheit menschlicher Existenz» und nicht ein System von Glaubensinhalten. «Religion ist das Gefühl schlechthiniger Abhängigkeit vom Universum». (Schleiermacher) Religiosität bezieht sich auf jede Form von Religion und nicht ausschliesslich auf die christliche. Viele Menschen bezeichnen sich als «religiös», lehnen aber die Bindung an eine Glaubens-Gemeinschaft ab. «Die Natur ist meine Religion». Religiosität: das Gefühl des Verbundenseins mit dem Unfassbaren, dem Ur-Grund alles Lebendigen. Religion: Ausdruck des Erschauern vor dem geheimnisvoll-Unendlichen; das Gewahrwerden meiner Begrenztheit angesichts des Unbegrenzten. (Siehe Zitat von Schleiermacher.)

Worin liegt nun die spezielle Bedeutung des Begriffs Spiritualität, der in den letzten Jahren immer häufiger auftaucht, um die «religiöse Dimension» des sogenannten postmodernen Menschen zu charakterisieren?

Ich glaube, die Verbreitung dieses Begriffes hängt eng mit der Pluralisierung unserer Gesellschaft zusammen. Das lange Zeit kaum bestrittene christlich-bürgerlich geprägte Werte- und Sinnsystem ist nicht mehr das einzige Deutungsmodell unseres Lebens. Andere Systeme, Aspekte anderer Religionen und deren Rituale treten in Konkurrenz zu den christlichen Ausprägungen der Frömmigkeit. Die Kirchen aller Konfessionen verlieren massenhaft Mitglieder und werden immer deutlicher zu Vertretern einer Meinung unter vielen. Der sonntägliche Gottesdienst, die regelmässige Gelegenheit, wo Religiosität gemeinsam erlebt und zum Ausdruck gebracht wird, ist zur Versammlung der «Kerngemeinde» geschmolzen. Das Gefühl von Geborgenheit innerhalb der Kirchgemeinde ist weitgehend dem der Fremdheit und Vereinzelung gewichen. Aber trotz alledem ist die «Di-

mension der Religiosität» irgendwie und irgendwo in der Seele des postmodernen Menschen erhalten geblieben, wenn auch oft bloss als undeutliche Sehnsucht nach der «verschütteten Quelle».

In der Begegnung mit Riten anderer Religionen, oder christlichen Begegnungen ausserhalb der als steril erlebten traditionellen kirchlichen Institutionen können die vertrockneten oder verschütteten Quellen und Ressourcen neu zum Fliessen gebracht werden. Der trotz aller kirchlichen Gemeinschaftsbeteuerung eben doch vereinzelt Mensch fühlt sich plötzlich angesprochen und angezogen von Formen der Frömmigkeit, wie er sie in seiner religiösen Sozialisation nicht erfahren hat, und die ihm Sinn und eine gewisse Geborgenheit versprechen. Grenzen der Konfession und der Religion werden übersprungen. Hinter den Abgrenzungen, welche die verschiedenen Glaubenssysteme gegeneinander errichten, entdeckt er die eine Gottheit (männlich und weiblich), den einen schöpferischen Lebensgeist (männlich und weiblich).

Spiritualität ist demnach der Versuch (oder vielleicht auch bloss die Sehnsucht), dieser Erfahrung von Verbundenheit mit dem umfassenden «Lebens-Geist» (Gott?) Ausdruck zu verleihen, in vielleicht fremden (oder vertrauten, aber als neu erfahrenen) Gebeten und in Meditation, in Liedern und Gesängen, in Versenkung und Ekstase, in Lehre und Schweigen.

Spiritualität ist ein allseits offener Begriff, der kein erklärendes Adjektiv braucht, wie zum Beispiel «christlicher», oder gar «evangelisch-reformierter» Glauben. Vielleicht kann man auch sagen: Spiritualität äussert sich als eine Grundhaltung dem Leben, der Schöpfung und den Menschen gegenüber, die unabhängig von den jeweiligen religiösen oder kulturellen Traditionen als «Sauerteig im Brot» oder als «Salz in der Suppe» wirkt, ahnend, dass menschliche Existenz sich nicht selbst verdankt, sondern in einem grossen Sinn-Zusammenhang steht, den Menschen als «Gott» bezeichnen.

Noch einmal: «Brunnengräber»

Im zweiten Abschnitt meiner Ausführungen habe ich den Seelsorger mit einem Brunnengräber verglichen, der trauernden Menschen helfen kann, den Zugang zur verschütteten Quelle ihrer Religiosität zu finden.

Es ist mir aber wichtig zu betonen, dass dies nicht etwas ist, was exklusiv in den Kompetenzbereich des Seelsorgers oder Pfarrers fällt. Einem trauernden oder verzweifelten Menschen in einer spirituellen Haltung zu begegnen, so dass dieser einen Lichtstreifen neuer Hoffnung sehen kann – dazu ist jeder Mensch berufen und befähigt, den diese Überlegungen zum Mit- und Nachdenken angeregt haben.